

Die reiche Bauerntochter Emma Rouault – schön, jung und von romantischer Sinnlichkeit – heiratet den biedereren Landarzt Charles Bovary und geht mit ihm in ein armseliges Nest. Doch vor der Monotonie des Alltags und der dumpfen Betriebsamkeit ihres Mannes flieht sie in die Scheinwelt der Bücher und Tagträume, die bald zum Lebensersatz wird. Die erste reale Berührung mit der vermeintlich schöneren Welt bei einem festlichen Diner löst denn auch eine Nervenkrise aus. Damit beginnt eine Entwicklung, die Emma in amouröse Abenteuer und zum Ehebruch treibt und vom nur geträumten Doppelleben zum wirklichen führt: Unlösbar in Schuld und Schulden verstrickt, vergiftet sie sich.

Mit ›Madame Bovary‹ schuf Flaubert den modernen realistischen Roman, der bei seinem Erscheinen 1856 den Staatsanwalt auf den Plan rief und noch heute durch seine Radikalität herausfordert.

Gustave Flaubert, geboren am 12. 12. 1821 in Rouen und gestorben am 8. 5. 1880 in Croisset, absolvierte 1841–1843 ohne Lust und Erfolg das Studium der Rechte in Paris. Nach 1843 war er durch Nervenleiden vom praktischen Berufsleben ausgeschlossen. Reisen nach Korsika, Italien, Griechenland, Nordafrika, Orient. Sein erster Roman ›Madame Bovary‹ wurde ein großer (Skandal-)Erfolg und löste einen Prozeß aus. Flaubert wurde das große Vorbild für die französischen und ausländischen Realisten. Weitere Werke u. a.: ›Salammbô‹ (1863), ›L'éducation sentimentale, histoire d'un jeune homme‹ (1870).

Gustave Flaubert
Madame Bovary

Aus dem Französischen
von Walter Widmer

Mit einem Nachwort
und einer Zeittafel von
Karl Markus Michel

Deutscher Taschenbuch Verlag

Die Übersetzung basiert auf der Ausgabe in der
»Bibliothèque de la Pléiade«, herausgegeben von
Albert Thibaudet und René Dumesnil, Paris 1936.

Titel der französischen Originalausgabe:
»Madame Bovary. Moeurs de province«
(Paris 1856)

April 1980

15. Auflage März 2006

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

www.dtv.de

© Artemis & Winkler Verlags-AG,

Düsseldorf und Zürich (5. Auflage 1993)

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: »Frau mit Sonnenschirm« (1886) von Claude Monet

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN-13: 978-3-423-12398-3

ISBN-10: 3-423-12398-2

ERSTER TEIL

Wir saßen an unseren Aufgaben. Da trat der Direktor ein, hinter ihm ein *Neuer*, noch im gewöhnlichen Alltagsanzug, und ein Schuldiener mit einem großen Pult. Wer vor sich hindöste, wurde wach, und alle sprangen auf, als wären sie mitten im Arbeiten aufgestört worden.

Der Direktor bedeutete uns mit einem Kopfnicken, wir sollten uns wieder hinsetzen; dann wandte er sich an den Lehrer, der die Aufsicht führte.

»Herr Roger«, sagte er halblaut zu ihm, »diesen Schüler hier lege ich Ihnen besonders ans Herz. Er tritt in die Fünfte ein. Wenn seine Leistungen lobenswert sind und er sich gut aufführt, tritt er zu den Großen über, zu denen er seinem Alter nach gehört.«

Der *Neue* war im Winkel hinter der Tür stehengeblieben, so daß man ihn kaum sah. Er war ein Bursche vom Lande, ungefähr fünfzehnjährig, und größer als wir alle. Sein Haar trug er über der Stirn gerade geschnitten wie ein Dorfkantor, und er sah verständig, nur sehr befangen aus. Obwohl er eher schwächig war, spannte ihm sein kurzer grüner Tuchrock mit schwarzen Knöpfen sichtlich unter den Armen. Durch den Schlitz der Ärmelaufschläge sah man seine roten Handgelenke, die keine Handschuhe gewöhnt waren. Seine Beine, in blauen Strümpfen, sahen aus gelblichen Hosen hervor, die von den Trägern übermäßig hochgezogen wurden. An den Füßen trug er derbe, schlecht gewichste, mit Nägeln beschlagene Schuhe.

Man begann mit dem Hersagen der Aufgaben. Er war ganz Ohr, hörte aufmerksam zu wie bei der Predigt

und wagte nicht einmal die Beine übereinanderzuschlagen oder den Ellbogen aufzustützen. Als es um zwei Uhr läutete, mußte ihn der Lehrer darauf aufmerksam machen, damit er sich mit uns in Reih und Glied aufstellte.

Wir warfen gewöhnlich beim Betreten der Klasse unsere Mützen auf den Boden, um nachher die Hände freizuhaben. Man mußte sie schon von der Tür aus unter die Bank schleudern, so daß sie gegen die Wand flog und viel Staub aufwirbelte. Das galt als besonders *flott*.

Doch sei es nun, daß er diesen Vorgang nicht beachtet oder sich nicht getraut hatte, es ebenso zu machen, jedenfalls war das Gebet schon zu Ende gesprochen, und der *Neue* hielt seine Mütze immer noch auf den Knien. Es war eine recht zusammengewürfelte Kopfbedeckung, eine Mischung aus Bärenmütze, Tschapka, rundem Filz, Otterfellmütze und Zipfelkappe, kurz, eines jener armseligen Dinge, deren stumme Häßlichkeit unergründlich ausdrucksvoll sein kann wie das Gesicht eines Schwachsinnigen. Sie war eiförmig, mit Fischbeinstäbchen ausgebaucht, hatte unten drei kreisförmige Wülste, dann folgten, durch rote Streifen getrennt, Rauten, abwechselnd aus Samt und Kaninchenfell, darüber eine Art Sack, den ein vieleckiger, mit verwickelter Litzenstickerei besetzter Pappkarton abschloß. Daran hing an einer langen, viel zu dünnen Schnur eine kleine Troddel aus Goldfäden wie eine Quaste herunter. Die Mütze war neu; der Schirm glänzte.

»Steh auf«, sagte der Lehrer.

Er stand auf; die Mütze fiel zu Boden. Die ganze Klasse fing an zu lachen.

Er bückte sich und wollte sie aufheben. Ein Nachbar stieß sie mit dem Ellbogen wieder hinunter. Er hob sie nochmals auf.

»Leg doch deinen Helm weg«, riet der Lehrer, der ein witziger Mann war.

Darauf brachen die Schüler in ein schallendes Gelächter aus, das den armen Jungen so aus der Fassung brachte, daß er nicht mehr wußte, sollte er die Mütze in der Hand behalten, auf dem Boden liegen lassen oder auf den Kopf setzen. Er setzte sich wieder und legte sie auf seine Knie.

»Steh auf«, fing der Lehrer abermals an, »sag mir deinen Namen.«

Der *Neue* würgte stockend und stotternd einen unverständlichen Namen hervor.

»Noch einmal!«

Wieder war dasselbe Gestotter unverständlicher Silben zu hören. Es ging im Gejohle der Klasse unter.

»Lauter!« schrie der Lehrer. »Lauter!«

Da entschloß sich der *Neue* zum Äußersten. Er riß den Mund weit auf und brüllte aus voller Lunge, als wollte er jemanden rufen: »*Charbovari*.«

Da brach mit einem Schlag ein Höllenlärm los, steigerte sich in einem tollen *Crescendo*, schrille Stimmen gellten, man heulte, kläffte, trampelte, man grölte in einem fort: »*Charbovari! Charbovari!*« Dann wurden noch vereinzelte Rufe laut, der Lärm legte sich mühsam wieder und flackerte da und dort plötzlich in einer Bankreihe wieder auf, wo zuweilen, wie ein schlecht losgegangener Knallfrosch, ein ersticktes Lachen aufprustete.

Doch nun hagelte es Strafarbeiten, und nach und nach trat wieder Ruhe in der Klasse ein. Der Lehrer hatte schließlich den Namen Charles Bovary verstanden, hatte ihn sich diktieren, buchstabieren und nochmals vorlesen lassen und befahl nun, ohne lange zu fackeln, dem armen Teufel, sich auf die Strafbank vor dem Katheder zu setzen. Er wollte sich hinbegeben, blieb dann aber zögernd stehen.

»Was suchst du?« fragte der Lehrer.

»Meine Kap . . .« antwortete schüchtern der *Neue* und blickte sich unruhig um.

»Fünfhundert Verse – die ganze Klasse!« Diese mit wütender Stimme verhängte Strafe verhütete, wie das *Quos ego**, einen neuen Tumult. – »Ruhe!« gebot der Lehrer entrüstet und wischte sich mit dem Schnupftuch, das er aus seinem Käppchen hervorholte, die Stirn ab. »Und du, der *Neue*, du schreibst mir zwanzigmal den Ausdruck *ridiculus sum* ins reine.«

Dann setzte er freundlicher hinzu: »Na, deine Mütze wirst du schon wiederfinden. Gestohlen hat sie niemand!«

Nun trat überall wieder Ruhe ein. Die Köpfe beugten sich über die Hefte, und der Neue bewahrte zwei Stunden lang eine musterhafte Haltung, obschon ihm ab und zu ein Papierkügelchen, von einer Federspitze abgeschneilt, ins Gesicht spritzte. Aber er wischte es mit der Hand ab und saß bewegungslos und mit niedergeschlagenen Augen da.

Abends im Arbeitssaal holte er seine Ärmelschoner aus dem Pult, brachte seine Siebensachen in Ordnung und linierte sorgfältig sein Papier. Wir sahen, wie er gewissenhaft arbeitete, jedes Wort im Wörterbuch nachschlug und sich redliche Mühe gab. Zweifellos verdankte er es dem guten Willen, den er an den Tag legte, daß er nicht in die untere Klasse absteigen mußte; denn wenn er auch seine Regeln einigermaßen kannte, so war er doch recht unbeholfen im Ausdruck. Die lateinischen Anfangsgründe hatte ihm der Pfarrer seines Dorfes beigebracht, da ihn seine Eltern aus Sparsamkeit erst so spät wie möglich aufs Gymnasium geschickt hatten.

Sein Vater, Charles-Denis-Bartholomé Bovary, ein ehemaliger Bataillonsarzt, war um 1812 wegen irgendwelcher Machenschaften bei den Aushebungen ins Gerede gekommen und hatte damals den Dienst quittieren müssen. Darauf hatte er sich seine persönlichen Vorzüge zunutze gemacht und so nebenbei eine Mitgift

* Anspielung auf Vergil: *Aeneis I*, 135: »Quos ego . . . sed motos praestat componere fluctus.« (Anm. des Übers.)

von sechzigtausend Franken ergattert, die sich ihm in der Tochter eines Mützen- und Strumpfhändlers bot. Sie hatte sich in sein schneidiges Auftreten verliebt. Er war ein schöner Mann, ein Maulheld und Säbelraßler, klirrte mit seinen Sporen und trug einen Backenbart, der mit dem Schnurrbart zusammengewachsen war. Er hatte Ringe an allen Fingern und kleidete sich mit Vorliebe in auffallende Farben. So bot er ein seltsam zwit-terhaftes Bild: halb tapferer Haudegen, halb Draufgänger und leichtlebiger Handelsreisender. Nach der Hochzeit lebte er zwei, drei Jahre vom Vermögen seiner Frau, aß gut, stand spät auf, rauchte lange Porzellanpfeifen, kam erst nachts spät nach dem Theater nach Hause und saß in den Kaffeehäusern herum. Dann starb der Schwiegervater und hinterließ nur wenig. Er war empört, wurde *Fabrikant*, verlor dabei eine ziemliche Menge Geld und zog sich daraufhin aufs Land zurück, wo er viel Geld herauswirtschaften wollte. Da er sich aber nicht besser auf die Landwirtschaft als auf die Kattunfabrikation verstand und auf seinen Pferden ausritt, anstatt sie vor den Pflug zu spannen, seinen Apfelwein flaschenweise selbst trank, statt ihn zu verkaufen, das schönste Geflügel seines Hühnerhofs aufaß und seine Jagdstiefel mit dem Speck seiner Schweine schmierte, dauerte es nicht lange, bis er merkte, daß es besser war, ein für allemal die Finger von allen Spekulationen zu lassen.

Für zweihundert Franken im Jahr pachtete er in einem Dorf an der Grenze zwischen der Gegend von Caux und der Picardie ein Anwesen, halb Bauernhof, halb Herrenhaus. Verbittert, von Reue gequält, mit dem Himmel hadernd, neidisch auf jedermann, vergrub er sich dort, obwohl er erst fünfundvierzig Jahre zählte. Er habe genug von den Menschen, erklärte er, und wolle nur noch in Frieden gelassen werden.

Seine Frau war seinerzeit toll in ihn verliebt gewesen. Sie hatte ihn mit schrankenloser Unterwürfigkeit

geliebt, und das hatte ihn ihr nur noch mehr entfremdet. War sie früher heiter, mitteilksam, ganz hingebende Liebe gewesen, so war sie mit zunehmendem Alter – wie abgestandener Wein zu Essig gärt – wunderlich, reizbar, zänkisch und leicht erregbar geworden. Sie hatte in der ersten Zeit ohne ein Wort der Klage viel gelitten, wenn sie ihn hinter allen Weibern im Dorf herlaufen sah und wenn er nachts abgestumpft und nach Wein und Schnaps stinkend aus allerlei üblen Kaschemmen heimkam. Dann hatte sich ihr Stolz aufgelehnt; sie schwieg auch jetzt und würgte ihre Wut in stummer Schicksalsergebenheit hinunter; diese stoische Haltung bewahrte sie bis zu ihrem Tod. Unablässig war sie unterwegs, machte Besorgungen und erledigte Geschäfte. Sie lief zu den Anwälten, zum Gericht, wußte genau, wann Wechsel fällig waren, erwirkte Zahlungsaufschub. Zu Hause plättete sie, nähte, wusch, beaufsichtigte die Handwerker, bezahlte ihre Rechnungen, während sich der gnädige Herr um gar nichts kümmerte, sondern immer nur mißgelaunt und schläfrig am Kamin hockte, rauchte und in die Asche spuckte. Erwachte er einmal aus seinem Dösen, wurde er ausfällig und gab ihr unfreundliche Worte.

Als sie ein Kind bekam, mußte man es zur Pflege einer Amme übergeben. Später nahmen sie das arme Würmchen wieder zu sich und verwöhnten es wie einen Prinzen. Die Mutter fütterte ihn mit Schleckzeug, sein Vater ließ ihn barfuß herumlaufen und meinte – nur um sich als vorurteilsloser Mensch aufzuspielen –, er könne sehr gut auch ganz nackt gehen wie die jungen Tiere. Im Gegensatz zu den mütterlichen Wunschzielen schwebte ihm ein bestimmtes männliches Ideal vor, wie die Kindheit zu sein habe, und danach trachtete er seinen Sohn zu formen. Er sollte abgehärtet, spartanisch erzogen werden, damit er gesund und kräftig würde. Er mußte in einem ungeheizten Zimmer schlafen, er lehrte ihn Rum trinken und in großen Schlucken hinunter-

stürzen und wollte ihn dazu erziehen, kirchliche Pro-
zessionen zu beschimpfen. Aber der Kleine war eine
friedfertige Natur, und so richtete er mit seinen Be-
mühungen wenig aus. Seine Mutter schleppte ihn die
ganze Zeit mit sich herum; sie schnitt ihm Pappfiguren
aus, erzählte ihm Geschichten, unterhielt sich mit ihm in
endlosen Selbstgesprächen, einem Gemisch aus weh-
mütigen Späßen und kindisch zärtlichem Geplauder. In
ihrer Verlassenheit übertrug sie auf dieses Kind all ihre
eigenen überheblichen Wünsche, die in nichts zerronnen
und enttäuscht worden waren. Sie träumte von hohen
Stellungen, sah ihn schon groß, schön, geistreich, als
Beamten der Straßen- und Brückenbauverwaltung oder
als Richter. Sie brachte ihm das Lesen bei und lehrte ihn
sogar auf ihrem alten Klavier zwei oder drei Liedchen
singen. Doch zu all dem meinte Herr Bovary, der für
schönggeistige Dinge nicht viel übrig hatte, nur gering-
schätzig, es *sei schade um die Zeit*. Würden sie denn über-
haupt je die Mittel haben, ihn auf eine höhere Schule zu
schicken, ihm ein Amt oder ein Geschäft zu kaufen?
Übrigens *bringe es ein Mensch mit dem nötigen dreisten Auf-
treten in der Welt immer zu etwas*. Madame Bovary biß
sich auf die Lippen, und das Kind stromerte im Dorf
herum.

Er ging mit den Bauern aufs Feld und verscheuchte
mit Erdschollen die Raben. Er aß Brombeeren am Rand
der Gräben, hütete mit einem Stecken die Truthähne,
half beim Heuwenden, trieb sich in den Wäldern herum,
spielte an Regentagen mit Murmeln unter dem Kirchen-
tor, und an hohen Festtagen bettelte er so lange, bis ihn
der Küster die Glocken läuten ließ. Dann hängte er sich
mit seinem ganzen Gewicht an das Seil und ließ sich mit
empfortragen.

So wuchs er denn auch kräftig wie ein Eiche heran,
bekam starke Hände und gesunde Farben.

Als er zwölf Jahre alt wurde, setzte seine Mutter es
durch, daß er endlich Unterricht bekam. Man betraute

den Pfarrer damit. Aber die Stunden waren so kurz und wurden so unregelmäßig erteilt, daß nicht viel dabei herauskam. Sie fanden statt, wenn der Geistliche gerade nichts Gescheiteres zu tun hatte, sie wurden in aller Eile und im Stehen abgetan, in der Sakristei zwischen einer Kindstaufe und einem Begräbnis. Manchmal ließ der Pfarrer seinen Schüler auch nach dem *Angelus* holen, wenn er nicht mehr auszugehen brauchte. Sie stiegen in sein Zimmer hinauf und machten es sich bequem. Die Mücken und Nachtfalter schwirrten um die Kerze. Es war heiß; das Kind schlief ein, und es dauerte nicht lange, so nickte auch der gute Pfarrherr ein und begann mit offenem Mund zu schnarchen, die Hände auf dem Bauch gefaltet. Ein andermal wieder, wenn der Herr Pfarrer einem Kranken in der Umgegend die Letzte Ölung erteilt hatte und auf dem Heimweg war, sah er Charles, der sich auf den Feldern herumtrieb, rief ihn zu sich, kanzelte ihn eine Viertelstunde lang tüchtig ab und benützte dann die Gelegenheit, ihn unter einem Baum ein Verb konjugieren zu lassen. Zuweilen machte dem ein Regenguß oder ein Bekannter, der eben des Weges kam, ein Ende. Im übrigen war er stets mit ihm zufrieden und behauptete sogar, der *junge Mann* habe ein vorzügliches Gedächtnis.

So konnte es mit Charles nicht weitergehen. Madame Bovary wurde energisch. Beschämt oder vielleicht auch nur aus Überdruß gab ihr Mann widerstandslos nach, und man wollte nur noch ein Jahr warten, bis der Junge die Erstkommunion gefeiert hatte.

Dann verging noch ein weiteres halbes Jahr, und schließlich wurde Charles im darauffolgenden Jahr endgültig auf das Gymnasium in Rouen geschickt. Sein Vater bracht ihn Ende Oktober, zur Zeit des Jahrmakts Saint-Romain, selbst hin.

Es wäre heute keinem von uns mehr möglich, sich an irgend etwas Besonderes an ihm zu erinnern. Er war ein ziemlich temperamentloser Junge, der in den Pausen

spielte, im Arbeitssaal büffelte, in den Stunden aufmerksam zuhörte, im Schlafsaal gut schlief und im Eßsaal tüchtig einhieb. Außerhalb der Schule nahm sich ein Eisengroßhändler in der Rue Ganterie seiner an, der einmal im Monat mit ihm ausging, wenn er sonntags seinen Laden zugemacht hatte. Er schickte ihn zum Hafen, wo er die Schiffe ansehen konnte, und brachte ihn dann schon um sieben Uhr, vor dem Nachtessen, in die Schule zurück. Jeden Donnerstagabend schrieb er seiner Mutter einen langen Brief mit roter Tinte und verschloß ihn mit drei Oblaten. Dann ging er noch einmal seine Geschichtshefte durch oder schmökerte etwa in einem alten Exemplar des *Anacharsis**, das im Arbeitssaal herumlag. Auf den Ausflügen plauderte er mit dem Schuldiener, der ebenfalls vom Land war.

Mit Fleiß und Ausdauer hielt er sich immer in der Mitte der Klasse; einmal erhielt er sogar einen ersten Preis in Naturkunde. Aber am Ende des dritten Jahres nahmen ihn seine Eltern von der Schule. Sie wollten ihn Medizin studieren lassen, in der festen Überzeugung, er werde sich schon allein bis zur Schlußprüfung durchpauken können.

Seine Mutter besorgte ihm ein Zimmer im vierten Stock bei einem ihr bekannten Färber an der Eau-de-Robec. Sie einigte sich mit ihm über Kost und Unterkunft, beschaffte ein paar Möbelstücke, einen Tisch und zwei Stühle, ließ von zu Hause ein altes Bett aus Kirschbaumholz kommen und erstand zudem ein gußeisernes Öfchen nebst einem Vorrat an Brennholz, der ihr armes Kind warmhalten sollte. Dann reiste sie am Ende der Woche wieder ab, nachdem sie ihm noch tausendmal auf die Seele gebunden hatte, er müsse sich jetzt, da er ganz auf sich allein gestellt sei, gut aufführen.

Als er das Vorlesungsverzeichnis am schwarzen Brett

* Skythischer Philosoph, 590 v. Chr. Gemeint ist *Le Voyage du jeune Anacharsis en Grèce* (1788) des Abbé J. J. Bartholémy (Anm. des Übers.).

durchlas, wurde ihm schwindlig: Vorlesungen über Anatomie, über Pathologie, Physiologie, Pharmazie, Chemie, Botanik, klinische und therapeutische Kurse, ganz abgesehen von Hygiene und Heilmittellehre – lauter Namen, von deren Etymologie er keine Ahnung hatte und die ihm wie ebenso viele Tore zu Heiligtümern voll hehren Dunkels vorkamen.

Er begriff nichts von allem; er konnte noch so eifrig aufmerken, es ging ihm einfach nicht in den Kopf. Und doch arbeitete er, schrieb gewissenhaft seine Kolleghefte nach, besuchte alle Vorlesungen und versäumte nicht eine einzige Untersuchung. Er verrichtete seinen täglichen Kleinkram an Arbeit wie ein Gaul am Göpel, der mit verbundenen Augen immer im Kreis herumläuft und keine Ahnung hat, was er da zerschrotet.

Um ihm Auslagen zu ersparen, schickte ihm seine Mutter jede Woche durch den Fuhrboten ein Stück Kalbsbraten. Davon aß er, wenn er am Morgen aus der Klinik nach Hause kam und sich die kalten Füße durch Trampeln gegen die Wand wärmte. Dann mußte er schleunig wieder in die Vorlesungen laufen, ins Anatomiekolleg, in die Klinik, und nachher durch die halbe Stadt wieder heimgehen. Abends stieg er nach dem kärglichen Nachtmahl, das ihm sein Hauswirt auf-tischte, in sein Stübchen hinauf und setzte sich in seinen durchnäßten Kleidern, die ihm vor dem rotglühenden Ofen am Leibe dampften, wieder an die Arbeit.

An schönen Sommerabenden, um die Stunde, da die schwülen Straßen leer sind und die Dienstmädchen vor den Türen Federball spielen, öffnete er sein Fenster und schaute mit aufgestützten Ellbogen hinaus. Tief unter ihm floß der Bach gelb, violett oder blau zwischen seinen Brücken und Wehren vorbei und machte aus diesem Viertel von Rouen so etwas wie ein verkommenes Klein-Venedig. Am Ufer kauerten Arbeiter und wuschen sich die Arme im Wasser. Auf langen Stangen, die oben aus den Speichern herausragten, trockneten

Baumwolldocken an der Luft. Gegenüber dehnte sich der weite, wolkenlose Himmel über den Dächern aus, und die Sonne ging leuchtend rot unter. Wie schön mußte es jetzt dort sein! Wie kühl unter den Buchen! Mit weit offenen Nüstern versuchte er die guten Düfte der ländlichen Fluren einzuatmen; doch sie drangen nicht bis zu ihm.

Er magerte ab, schoß in die Höhe, und sein Gesicht nahm einen fast leidenden Ausdruck an, der ihm etwas beinahe Interessantes verlieh.

Wie es nicht anders sein konnte, ließ er sich nach und nach gehen und wurde allen seinen guten Vorsätzen untreu. Einmal versäumte er die Visite, am nächsten Tag die Vorlesung, und schließlich fand er Geschmack am Faulenzen und ging allmählich überhaupt nicht mehr hin.

Er wurde Stammgast in den Kneipen und spielte mit Leidenschaft Domino. Sich Abend für Abend in ein schmutziges öffentliches Lokal hinzuhocken und mit kleinen schwarz gepunkteten Hammelknochen auf den Marmortischen zu klappern dünkte ihn ein kostbarer Beweis seiner Freiheit, und er stieg dadurch in seiner eigenen Achtung. Es war so etwas wie die Einweihung in die Lebewelt, der Zutritt zu verbotenen Genüssen, und wenn er hineinging, legte er die Hand mit einer fast sinnlichen Freude auf den Türknopf. Viel Verhemmtes in ihm machte sich frei. Er lernte Gassenhauer auswendig und sang sie bei Gelegenheit vor, begeisterte sich für Béranger, verstand einen Punsch zu brauen und erfuhr endlich, was die Liebe ist.

Dank solchen Vorbereitungen fiel er im Staatsexamen mit Glanz durch. Noch am selben Abend erwartete man ihn zu Hause zur Feier seines Erfolgs.

Er machte sich zu Fuß auf den Weg, und als er am Eingang des Dorfes angelangt war, ließ er seine Mutter rufen und erzählte ihr alles. Sie nahm ihn in Schutz, schob alle Schuld an dem Mißerfolg auf die Ungerech-

tigkeit der Examinatoren, versprach, alles ins reine zu bringen, und steifte ihm so wieder ein wenig den Nacken.

Erst fünf Jahre später erfuhr Herr Bovary die Wahrheit. Doch da war schon Gras über die Geschichte gewachsen, und er nahm sie hin, da er sich außerdem nicht denken konnte, daß ein Sproß seiner Lenden dumm sein sollte.

Charles setzte sich also wieder hinter seine Arbeit und büffelte zäh und unermüdlich den Stoff für seine Prüfungen durch. Die Antworten auf alle Fragen lernte er einfach auswendig. Er bestand mit einer ziemlich guten Note. Welch schöner Tag für seine Mutter! Man veranstaltete ein großes Festmahl.

Wo aber sollte er seine Kunst nun ausüben? In Tostes. Dort gab es nur einen schon hochbetagten Arzt. Seit langem lauerte Madame Bovary auf sein Ableben, und der Gute hatte kaum das Zeitliche gesegnet, da ließ sich Charles im Hause gegenüber als sein Nachfolger nieder.

Doch war es nicht damit getan, daß sie ihren Sohn großgezogen, ihm das Medizinstudium ermöglicht und ihm die Praxis in Tostes ausfindig gemacht hatte: nun mußte er auch noch eine Frau haben. Sie fand ihm eine: die Witwe eines Gerichtsvollziehers aus Dieppe, eine fünfundvierzigjährige Frau mit zwölfhundert Franken Rente.

Obwohl Madame Dubuc häßlich und dürr wie ein Holzscheit war und außerdem ihr ganzes Gesicht mit Finnen übersät war wie ein Baum im Frühling mit Knospen, fehlte es ihr doch nicht an Freiern. Um ihr Ziel zu erreichen, mußte die Mutter Bovary sie alle ausstechen, und sie machte dabei sogar die Ränke eines Schlächtermeisters zuschanden, der die Geistlichkeit auf seiner Seite hatte.

Charles hatte sich von dieser Heirat ein schöneres, gehobeneres Leben versprochen und sich vorgestellt, er werde mehr Freiheit haben und über sich und sein

Geld ungehindert verfügen. Doch seine Frau war Herr im Hause. Sie bestimmte, was er vor anderen Leuten sagen und was er nicht sagen durfte. Er mußte jeden Freitag fasten, sich kleiden, wie sie es wünschte, und die Patienten, die nicht bezahlten, bis aufs Blut quälen. Sie erbrach seine Briefe, spionierte ihm auf Schritt und Tritt nach und horchte an der Wand, wenn er Sprechstunde hatte und Frauen bei ihm waren.

Sie mußte jeden Morgen ihre Schokolade haben und verlangte Rücksichten ohne Ende. Unablässig klagte sie über ihre Nerven, über Schmerzen in der Brust, über andere Anfälligkeiten und krankhafte Zustände. Das Trappen von Schritten war ihr eine Qual. Ging man weg, dann wurde ihr das Alleinsein unerträglich; kehrte man zu ihr zurück, so tat man es gewiß nur, um sich an ihrem Tode zu weiden. Wenn Charles am Abend nach Hause kam, streckte sie ihm ihre langen mageren Hände aus der Bettdecke entgegen, schlang sie um seinen Hals, zog ihn zu sich auf das Bett nieder und klagte ihm ihre Kümernisse vor: er vergesse sie, liebe eine andere. Man habe ihr ja schon vorher gesagt, sie werde unglücklich sein; und zum Schluß bat sie ihn um irgendeinen Sirup zum Einnehmen und um ein bißchen mehr Liebe.

2

Eines Nachts gegen elf Uhr wurden sie durch das Getrappel eines Pferdes geweckt, das vor ihrer Haustür hielt. Das Dienstmädchen öffnete das Fensterchen zum Dachboden und verhandelte eine Zeitlang mit einem Mann, der unten auf der Straße stand. Er wollte den Doktor holen und hatte einen Brief für ihn. *Nastasia* ging schlotternd hinunter, machte Schloß um Schloß auf und schob einen Riegel nach dem andern zurück. Der Mann ließ sein Pferd einfach stehen, ging hinter dem Mädchen her und betrat gleich nach ihr das Schlafzimmer.

Er holte aus seiner Wollmütze mit grauen Quasten einen Brief, der in einen Stofflappen eingewickelt war, und überreichte ihn zaghaft Charles; der richtete sich halb im Bett auf und stützte den Ellbogen auf das Kopfkissen, um ihn zu lesen. Nastasie stand neben dem Bett und hielt das Licht. Madame Bovary lag schamhaft der Wand zugekehrt und drehte ihnen den Rücken zu.

Der Brief, der mit einem kleinen blauen Wachssiegel petschiert war, enthielt die dringende Bitte, Herr Bovary möge doch unverzüglich nach dem Pachtgut Les Bertaux kommen und ein gebrochenes Bein wieder einrichten. Nun sind es aber von Tostes bis Les Bertaux gute sechs Meilen, wenn man den Weg über Longueville und Saint-Victor nimmt. Es war eine pechfinstere Nacht. Madame Bovary fürchtete, es könnte ihrem Mann etwas zustoßen. Es wurde also beschlossen, daß der Stallknecht vorausreiten sollte. Charles wollte drei Stunden später, wenn der Mond aufging, nachkommen. Man solle ihm einen Jungen entgeschicken; der könne ihm den Weg zum *Hof* zeigen und die Gatter vor ihm öffnen.

Gegen vier Uhr morgens machte sich Charles, gut in seinen Mantel eingehüllt, auf den Weg nach Les Bertaux. Noch ganz schlaftrunken und bettwarm, ließ er sich vom gemütlichen Trott seines Tieres schaukeln. Wenn es von selbst vor einer mit Dornästen umzäunten Grube stehenblieb, wie man sie am Rande der Furchen aushebt, fuhr Charles aus seinem Schlummer auf, und dann kam ihm sogleich das gebrochene Bein in den Sinn, und er versuchte angestrengt, sich alles, was er über Kochenbrüche noch wußte, wieder ins Gedächtnis zu rufen. Der Regen hatte aufgehört, der Morgen begann zu dämmern, und auf den entlaubten Zweigen der Apfelbäume saßen regungslos die Vögel und plusterten ihr Gefieder im kalten Morgenwind. Das flache Land dehnte sich hin, soweit man sah, und die Baumgruppen rund um die Bauernhöfe wirkten in weiten Abständen